

Gottfried August Bürger Rebell im Jammertal

Von Harro Zimmermann



Gottfried August Bürger auf einem Stahlstich aus dem Jahr 1780.

Das attraktiv Anrühige interessierte schon die Zeitgenossen sehr: Jetzt wird der Briefschreiber Gottfried August Bürger in einer sorgfältigen Edition endlich neu entdeckt.

Sein Abschied von der Welt war so erbärmlich wie die 47 Jahre seines Lebenskampfes. Als der berühmte Professor Gottfried August Bürger 1794 in Göttingen zu Grabe getragen wurde, saß Kollege Lichtenberg in seinem Sommergarten und beobachtete die Szenerie: „Der gute Bürger ist mir in diesen Tagen wenig aus dem Sinn gekommen. Ich habe sein Begräbnis durch das Perspektiv mit angesehen. Als ich den Leichenwagen mit einer Art von Anlauf durch das Kirchhof-Tor rollen sah: so hätte nicht viel gefehlt, ich hätte laut aufgeweint. Das Abnehmen vom Wagen konnte ich unmöglich mit ansehen, und ich musste mich entfernen. Es begleitete ihn niemand als Professor Althof mit farbigem Kleide, Dr. Jäger und des Verstorbenen armer Knabe.“

Ein jammervolles Ereignis war dieser Heimgang des „talentvollen, guten, verkannten und unglücklichen Mannes“. Lichtenberg hatte seit Jahren die Verzweiflung und unaufhaltsame Verelendung des Freundes mit angesehen, und er war nicht der einzige: „Weißt Du, dass Bürger sterben wird – im Elend, in Hunger und Kummer? Er hat die Auszehrung – wenn ihm der alte Dieterich nicht zu essen gäbe, er hätte nichts, und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann.“ Die Göttinger Mamsell Caroline Böhmer wusste, wovon sie sprach. Zu beklagen war der Tod eines gepeinigten, stigmatisierten und doch so grandiosen Menschen, der „Mannstrotz“ genug besaß, sich „aus der Welt hinaus zu hungern“.

Ein fortdauernder Skandal

Das Leben dieses Gottfried August Bürger war ein fortdauernder Skandal, es bestand aus einer Verkettung von Berufs- und Liebesdesastern, von vergeblichen Aufbrüchen, zerstörten Hoffnungen, fehlgeschlagenen Projekten, schlimmer Verarmung und Vereinsamung. Bürger ahnte früh, dass ihm nicht einmal die „Literär-Geschichte“ ein freundliches Erinnerungsbild bewahren würde: „Nie haben wohl einem Menschen seine Gebrechen und Fehlritte mehr Nachtheil gebracht, keinem sind sie wohl in den verzerrtesten Karricaturzeichnungen länger mit lautem Geschrei nachgetragen worden als mir. Die ungeheuersten, abentheuerlichsten, abgeschmacktesten Dinge, wie ich sie nie geträumt habe, sind mir nachgesagt worden. Gleichwohl haben sich alle solche verunglimpfenden Urtheile, alle solche elenden Anekdötchen durch lange Jahre hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten, und werden vielleicht nimmer mehr ganz aussterben“.

Es sollte einem Gymnasiasten namens Georg Büchner vorbehalten sein, die Erinnerung an den geschmähten Volksdichter und Republikaner von einst am Leben zu erhalten. Seinem Schulaufsatz über den Heldentod setzte der 17-Jährige eine Strophe aus Bürgers Gedicht „Die Tode“ voran: „Für Tugend, Menschenrecht und Menschen-Freiheit sterben / Ist höchst-erhabener Mut, ist Welterlöser Tod. / Denn nur die göttlichsten der Heldenmenschen färben / Dafür den Panzer-Rock mit ihrem

Herz-Blut rot“. Solch patriotische Emphase hatte die Französische Revolution in dem Volkspoeten und Rebellen von einst entfacht. Was galten vor diesem hochgemuten Republikanismus schon die Ehrabschneidungen und Moralschelten gegen einen Mann wie Bürger. Auch Heinrich Heine wusste, dass in dieses Professors „Ungestüm“ nicht der „rohe Schrei eines ungebildeten Magisters“, sondern die „gewaltigen Schmerzenslaute eines Titanen“ zum Ausdruck gekommen waren, den eine „Aristokratie von hannöverschen Junkern und Schulpedanten zu Tode“ gequält hatten. Der Name ‚Bürger‘, so Heine, sei „im Deutschen gleichbedeutend mit ‚citoyen‘!“

So frech wie kühn

Doch wie arg ist dem berühmten Göttinger Juristen und Professor der schönen Künste schon von seinen Zeitgenossen mitgespielt worden. Selbst sein lebenslanger Freund Heinrich Christian Boie wird nach Bürgers Tod noch an dessen „große Heftigkeit in Reden und Handlungen“ erinnern. Schon Goethe hatte den „aufgeregten Zeitsinn“ der Bürgerschen Muse moniert, sie sei immer „Achtung verschmähend und versagend, so frech, wie kühn und unbekümmert“ gewesen. Und dann erst der kritische Donnerschlag Schillers von 1789 gegen den so leidenschaftlichen und immer wieder aufsässigen „Volkssänger“, den Verfasser der „Lenore“. Erbittert, aber ohne nachhaltige Wirkung hat der Angegriffene sich gegen Formulierungen wie die folgende zur Wehr setzen müssen: „Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene, Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschwingen soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen.“ Von all dieser schönen Kunstentrücktheit schien Bürger, der fürstenkritische Hainbündler und Stürmer und Dränger, das blanke Gegenteil zu verkörpern. Da sollte einer für mehr als ein Säkulum aus den Galsregionen der deutschen Geistesgeschichte verwiesen werden. Erst die Männer der deutschen naturalistischen Avantgarde werden sich seiner um 1900 wieder erinnern.

Allein an der Publikationsgeschichte des Bürgerschen Briefwechsels ist dieser Stigmatisierungsprozess ablesbar. Für das attraktiv Anrühige seiner Episteln haben sich schon die Zeitgenossen interessiert, im Laufe des 19. Jahrhunderts gab es dann immer wieder fragmentarische Editionen, oft genug freilich mussten diese Schreibereien, weil „alzu körnlich“, bereinigt, verkürzt und entschärft werden. Zu peinlich erschienen die ewigen Rechtshändel und literarisch-politischen Hahnenkämpfe, die Armutsvolten und erotischen Verstrickungen dieses ruhelosen Mannes, der schließlich in dritter Ehe zum Hahnrei und zum Gespött des Göttinger Philisterpublikums werden sollte.

Erst 1874 kam die bedeutende Brief-Ausgabe von Adolf Strodtmann zustande, eine wichtige Etappe auf dem Weg der Zusammenfassung eines bis heute noch weitverstreuten Nachlasses. Immerhin waren damals rund neunhundert Briefe zum Abdruck gekommen, mittlerweile hat sich deren Anzahl nahezu verdoppelt. Es ist der unermüdlichen Forscher- und Finderlust von Ulrich Joost zu verdanken, der vor Jahren gemeinsam mit Albrecht Schöne die brillante Lichtenberg-Briefedition besorgt hat, dass nun der erste dieses auf fünf Bände geplanten Bürger-Monumentalwerkes herauskommen konnte. Und es zeigt sich, dass hier die gleiche editorische Gelehrtheit und Akkuratessie waltet wie schon in Sachen Lichtenberg. Gut vierhundert Briefe aus der Zeit zwischen 1760 und 1776 umfasst dieser voluminöse erste Band, und er präsentiert uns schon prima vista einen der interessantesten, weil so ungestümen wie gebildeten und sprachgenialischen Briefschreiber des späten 18. Jahrhunderts.

Eine federnde Briefprosa

Gewiss, dieser Gottfried August Bürger ist ein Repräsentant der damaligen aufgeklärt-empfindsamen Geselligkeitskultur, und er hat seine Gellertschen Briefsteller-Lektionen gelernt, aber damit wäre diese emotional pulsierende und zumeist hochtemperiert schwelgende, diese

kritisch, ironisch, sarkastisch federnde Briefprosa höchst unzureichend erfasst. Bürger hat dem Volk – wie kaum ein Gelehrter seiner Zeit – aufs Maul geschaut, in allen Untiefen des unterständischen Schimpfens und Zeterns, Haderns und Schwadronierens kennt er sich bestens aus. Man könnte aus diesem Verbalaufkommen geradezu ein Wörterbuch des damaligen fäkalisch-genitalischen „Volksvermögens“ zusammenstellen.

Aber ungleich eindrucksvoller geriert sich der epistolare Virtuose doch auf den Hochebenen des politischen und literaturästhetischen Streites. So eingeschnürt und abgehärmt er als Provinz-Amtmann und sodann als Göttinger Professor auch gelebt haben mochte, er war literaturgesellschaftlich weitläufig vernetzt und seit den siebziger Jahren des Aufklärungsjahrhunderts nachgerade eine Berühmtheit.

Bürgers Briefwechsel zeigt, es gibt damals unendlich vieles zu verhandeln und zu erstreiten – als honorarbedürftiger freier Schriftsteller, als Redakteur des ‚Göttinger Musenalmanachs‘, als Homer- und Shakespeare-Übersetzer, als Lyriker, Balladendichter und Prosaautor, als Poetiker und Sprachreformer, später dann als Freimaurer und Revolutionsanhänger. Bürger nahm an allem Anteil, was der Erziehung des Menschengeschlechts irgend dienstbar zu sein versprach.

Invektiven und Belustigungen

Und er tat es immer cum ira et studio. Gegen jedes gebotene Aptum und Dekorum in der Briefkultur pflegte er Mal um Mal zu verstoßen, seine brieflichen Invektiven, Belustigungen und Ausschweifungen bilden so etwas wie Übungsfelder für die erstrebte Volkstümlichkeit im Literarischen. Sinn für Rhythmik und für szenische Gegenwartigkeit in der Prosa, sprühende Laune und überschäumende Komik, dialektale Einsprengsel, scharfzüngig oder lächelnd konterkariertes Gelehrten- oder Sakralstil, persönliche Schmähreden, Jeremiaden und offenherzige Konfessionen vielerlei Art, Ausrufe und rhetorische Finessen im Hinblick auf die seelische Geneigtheit des Adressaten, all das dokumentiert die hohe und oft vergnügliche „Empfängerzugewandtheit“ dieser Briefe. Es zeigen sich zahllose stilistische Glanz- und Meisterstücke darunter.

Hier wird ein funkelndes Schatzkästlein aus dem 18. Jahrhundert in den kommenden zehn Jahren mit filigraner Liebe zur Sache und vollständig ans Licht gehoben. Schon der erste Band dieser Bürger-Briefedition stellt ein wahrhaft inspirierendes Dokument jener einstigen Göttinger Provinzwinklei dar, in der noch Weltgeister ihr Wesen treiben konnten.

Gottfried August Bürger: Briefwechsel. Bd. 1 (1760-1776). Hg. v. Ulrich Joost/Udo Wargenau. Wallstein 2015, 1008 S., 69 Euro.